

## Die Historisierung des sexuellen Subjekts

### Sexualitätsgeschichte zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus

Intellektuelle Diskurse gerieren sich zwar als den anerkannten rational-logischen Regeln verpflichtete „Sprachspiele“, doch spätestens seit Bourdieu wird man nicht in Abrede stellen können, daß die Veröffentlichungen des *homo academicus* auch recht profanen Strategien unterworfen sind: Sie dienen der Distinktion innerhalb des intellektuellen Feldes und der Akkumulation symbolischen Kapitals der Diskursteilnehmer.<sup>1</sup> Die Seite der Kritiker und Neuerer neigt dabei – insbesondere wenn grundlegende Prämissen einer oder mehrerer Disziplinen in die Arena des gelehrten Disputs gezerrt werden – zu einer umfassenden Desavouierung des Alten und Überkommenen. Auch die Vertreter jenes Konzepts, das seit den siebziger Jahren unter dem Namen ‚sozialer Konstruktivismus‘ Eingang in internationale Diskursforen gefunden hat, konnten sich dieser Strategie nicht entziehen – im Gegenteil: Soziale Konstruktivistinnen waren in diesem Zeitraum vornehmlich damit beschäftigt, ihre neuen Ansätze durch gegenlaufende Attribute von einem scheinbar überkommenen Denksystem, das sie mit dem Begriff ‚Essentialismus‘ etikettierten, abzuheben.

Trotz oder wohl besser auch wegen des Anspruchs, Mitglieder der Avantgarde zu sein, haben sich wesentliche Proponenten der ‚Gegenbewegung‘ in der anglo-amerikanischen – weniger in der kontinental-europäischen – *scientific community* etablieren können. Mit der erfolgreichen Verortung im intellektuellen Feld geht die Anti-Phase des sozialen Konstruktivismus zu Ende; das revolutionäre Potential der ersten Stunde verliert immer mehr an Zugkraft. Ein positives, für empirische Umsetzung und Evaluierung geeignetes Theoriegerüst sollte nunmehr dafür stehen,

1 Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt am Main 1988. Eine exemplarische Anwendung dieses Konzepts auf den ‚linguistic turn‘ in den Geschichtswissenschaften bei Karin MacHardy, *Geschichtsschreibung im Brennpunkt postmoderner Kritik*, in: ÖZG 4 (1993), 337–369.

daß die ‚Bewegung‘ mehr vorzuweisen hat als symbolische Identifikationsangebote für Querdenker. Oder aber – um einen häufig geäußerten Einwurf der Gegner der Postmoderne zu gebrauchen – der soziale Konstruktivismus sollte sich in der Zwischenzeit zur pseudointellektuellen Modeerscheinung degradiert haben, unfähig, in der praktischen Feldarbeit zu bestehen. Denkbar ist jedoch auch eine dritte Variante: Der Diskurs hat in den letzten Jahren in Anbetracht der Einbunkerung in angestammte, unvereinbare Positionen und der Stagnation der theoretischen Auseinandersetzung zunehmend an Fruchtbarkeit verloren.<sup>2</sup>

Einem vorläufigen Resümee fällt zweifelsohne die Aufgabe zu, aus den noch schillernden, aber schon als Mainstreams ausdifferenzierten Ansätzen konträre Konzepte oder Theorien zu destillieren. So die Claims der empirischen Untersuchungsobjekte abgesteckt sind, sollten sich auch bereits grundlegende, in die Zukunft weisende Weichenstellungen abzeichnen. Der Diskurs zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus (in der Folge auch als: der Diskurs) offeriert hier beste Voraussetzungen. Die Genese seiner Konzepte ging mit der Problematisierung und Konstruktion des wichtigsten Untersuchungsobjekts einher, der menschlichen ‚Sexualität‘ bzw. des ‚sexuellen Subjekts‘ und seiner historischen Dimensionen.

Die fortschreitende Etablierung eines Diskurses wird im allgemeinen durch die Veröffentlichung von Anthologien mit den wichtigsten, bislang nur Insidern bekannten und verstreut erschienenen theoretischen Aufsätzen und Artikeln markiert. Diese Anthologien versuchen, durch die gemeinsame Präsentation von Neuern und Verteidigern des Alten Ordnung in das Gewirr der parzellierten Konzepte zu bringen und tragen damit zur Ausbildung der Mainstreams bei. Zumindest zwei derartige Werke<sup>3</sup> liegen bereits seit einigen Jahren auch für den Sexualitäts-Diskurs zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus vor. Sie belegen – zusammen mit den allorts zitierten Referenz-Klassikern –, daß sich der Diskurs in unterschiedlichsten Disziplinen der Humanwissenschaften festsetzen konnte.

Bereits ab den siebziger Jahren ist die Relativierung und Historisierung des sexuellen Subjekts zum Thema der Philosophie und der Sozialwissenschaften avanciert. Wichtige überdisziplinäre Beiträge lieferten dabei zweifelsohne feministische

2 Bereits Steven Epstein hat ein solches ‚Totlaufen‘ des Diskurses in Aussicht gestellt. Vgl. Steven Epstein, *Gay Politics, Ethnic Identity. The Limits of Social Constructionism*, in: *Socialist Review* 93/94 (1987), 9–54. Reprint in: Edward Stein, Hg., *Forms of Desire. Sexual Orientation and the Social Constructivist Controversy*, New York u. London 1990, 241.

3 Domna C. Stanton, Hg., *Discourses of Sexuality. From Aristotle to AIDS*, Ann Arbor 1992 und Stein, *Forms of Desire*, wie Anm. 2. Beide Werke bringen auch eine Auswahl der einschlägigen Literatur der letzten zwanzig Jahre.

Ansätze und die theoretischen Debatten im Zuge der Lesben- und Schwulenbewegung. Erst in den achtziger Jahren läßt sich auch ein verstärktes Interesse der engeren ‚Fachhistorie‘ verzeichnen. Die „neue Sexualitätsgeschichte“<sup>4</sup> versteht sich jedoch zweifelsohne als ein interdisziplinäres Feld<sup>5</sup> und reiht sich nicht (nur) als weitere Subdisziplin in die Geschichtswissenschaften ein.

Obwohl im Diskurs auch andere Untersuchungsobjekte, wie etwa ethnische Identität<sup>6</sup>, Geschlechteridentität<sup>7</sup> oder allgemein die Frage von Identität und Selbst<sup>8</sup>, problematisiert wurden, konzentriere ich mich im folgenden auf die Positionen Essentialismus und sozialer Konstruktivismus im Kontext des ‚sexuellen Subjekts‘; dessen zentrale Bedeutung für die Sexualitätsgeschichte herauszustreichen ist ein weiteres Ziel des vorliegenden Texts.

## Die Positionen

In Anlehnung an Edward Stein<sup>9</sup> lassen sich die beiden Diskurspositionen idealtypisch definieren: Essentialisten vertreten die Meinung, menschliche Sexualität – als sexuelle Orientierung, sexuelles Begehren und sexuelle Identität – sei eine kulturübergreifende und ahistorische, objektive, wenn nicht intrinsische Entität; soziale KonstruktivistInnen behaupten, Sexualität würde durch soziokulturelle Einflüsse bestimmt und sei damit ein relatives und historisches Konstrukt. Erstere berufen sich auf die „natürliche“ Macht von Genen und Hormonen oder lassen sich

4 Siehe auch meine Analyse der „alten“ und „neuen“ Sexualitätsgeschichte, in Franz X. Eder, „Sexualunterdrückung“ oder „Sexualisierung“? Zu den theoretischen Ansätzen der „Sexualitätsgeschichte“, in: Daniela Erlach, Markus Reisenleitner u. Karl Vocelka, Hg., *Privatisierung der Triebe. Sexualität in der frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main u. a. 1994, 7–29.

5 Das 1990 gegründete *Journal of the History of Sexuality* ist ganz diesem Konzept verbunden; vgl. John C. Fout, A Note from the Editor, in: *Journal of the History of Sexuality* 1 (1990), H. 1, 1–2. Auch das Programm der letzten großen internationalen Konferenzen zur Sexualitätsgeschichte war gänzlich auf Interdisziplinarität ausgelegt. So etwa die Konferenzen *Sexual Cultures in Europe*, Juni 1992 in Amsterdam und *Second Carleton Conference. History of Sexuality*, Mai 1994 in Ottawa.

6 Abdul R. JanMohamed, *Sexuality on/of the Racial Border. Foucault, Wright and the Articulation of „Racialized Sexuality“*, in: Stanton, *Discourses*, wie Anm. 3, 94–116 weist auf die gegenseitige Beeinflussung der Diskurse zur ethnischen und sexuellen Identität hin.

7 Zu dieser Diskussion etwa Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1991.

8 Vgl. den Überblick in George Levine, Hg., *Constructions of the Self*, New Brunswick 1992.

9 Edward Stein, *Conclusion. The Essentials of Constructionism and the Construction of Essentialism*, in: Stein, *Forms of Desire*, wie Anm. 2, 325–353. Steins Definition der Positionen bezieht sich allerdings nur auf die ‚sexuelle Orientierung‘.

durch einen generalisierenden Mechanismus, wie ihn etwa die Freudsche Psychoanalyse mit dem Ödipus-Komplex zur Erklärung der sexuellen Orientierung offeriert, anleiten. Vielfach finden sich in diesem Lager auch Kombinationen unterschiedlicher biosozialer und universalistischer tiefenpsychologischer Konzepte. Soziale Konstruktivisten sprechen sozialen Faktoren die Oberhoheit über jenen Bereich des menschlichen Lebens zu, der nur scheinbar eines der letzten Refugien des modernen Subjekts gewesen sei: Auch wenn wir uns als begehrende, selbstbestimmte und willensfreie Subjekte verstehen, die eine Sexualität ‚haben‘, sei diese Sexualität dennoch eine soziale Konstruktion.

Zur Begründung ihrer Standpunkte bedienen sich beide Richtungen zuallererst des synchronen und diachronen Kulturvergleichs. Konsens besteht grundsätzlich darüber, daß sich etwa in antiken oder mittelalterlichen wie in nicht-abendländischen Kulturen idente sexuelle Verhaltensweisen auffinden ließen; diese würden weitgehend unseren modernen hetero-, homo-, bi- oder sonstigen sexuellen Praktiken entsprechen. *Berdache* und *drag queen* sind zwei typische Beispiele ‚exotischer‘ Typen der sexuellen Inversion, die als Beleg für universelle, ‚essentielle‘ Verhaltensäußerungen – jenseits der allseits abgelehnten simplifizierenden Binarität Hetero-Homosexualität – genannt werden. Anthropologische, ethnologische und psychologische bzw. psychoanalytische Untersuchungen hätten gezeigt, daß *Berdachen* unterschiedlichster Kulturen „insist in the strongest possible terms that they really are women in a physiological sense“; *drag queens* wiederum würden im regionalen und zeitlichen Vergleich „show up (their signs of inversion) in childhood or, at the very latest, in the teen years“.<sup>10</sup>

Carole S. Vance verweigert sich einer solchen Argumentation, wenn sie stellvertretend für die Seite des sozialen Konstruktivismus meint: „(It) attempts to describe sexual behavior without assuming that its social and affective meaning is equivalent to that of contemporary society: New Guinea is not Amsterdam or Greenwich Village.“<sup>11</sup> Gegenwärtige Vorstellungen, Symbole und Bilder von Sexualität genauso wie die erst während der letzten zweihundert Jahre entstandenen Kategorien und Begriffe unserer ‚sexuellen Sprache‘ würden nicht greifen, wenn es darum ginge, ‚fremde‘ Kulturen und deren Geschlechtsleben zu beschreiben und

10 James Weinrich, *Sexual Landscapes. Why We Are What We Are, Why We Love Whom We Love*, New York 1987; Kapitel 5 als Reprint: *Reality or Social Construction?*, in: Stein, *Forms of Desire*, wie Anm. 2, 175–208, hier 194 ff.

11 Carole S. Vance, *Social Construction Theory. Problems in the History of Sexuality*, in: Dennis Altman, Carole Vance, Martha Vicinus u. Jeffrey Weeks, Hg., *Homosexuality, Which Homosexuality?* International Conference on Gay and Lesbian Studies, London u. Amsterdam 1989, 13–34, hier 22.

zu verstehen. Umgekehrt sei die ‚fremde‘ Sexualität nicht für eine Spiegelung des rezenten europäisch-amerikanischen Denkens über Sexualität geeignet. Diese Differenz könne nicht aufgelöst werden: Kulturübergreifende Verhaltensweisen würden nichts über den individuellen und sozialen Sinn des Handelns, Fühlens und Denkens aussagen, sie schwiegen sich aus über mögliche Grundlegungen des sexuellen Begehrens und der sexuellen Orientierung.

Diachrone Vergleiche wie ethnologische und anthropologische Beispiele werden jedoch von sozialen Konstruktivisten immer dann als Indiz für ihren Standpunkt beigezogen, wenn man heutigen Annahmen widersprechende Sexualitäten aufgespürt zu haben glaubt. Gängiges Exempel ist die Bewertung homo- und heterosexueller Akte in der Antike<sup>12</sup>: Diese seien nicht durch die Geschlechtergrenze oder altersspezifische Zuordnungen (wie Jüngling-Pädophiler) bestimmt, sondern durch die jeweilige aktive oder passive Stellung einer Person im Geschlechtsakt (Penetrierrer versus Penetriertes) „überschrieben“ worden. Identifikationsmuster moderner Prägung würden diesen Gegebenheiten nicht gerecht; insbesondere ein durch seine „Homosexualität“ angetriebenes Subjekt hätte im antiken Geschlechtsleben noch keinen Platz gefunden.<sup>13</sup> Das „sexuelle Subjekt“ und Formen seiner Selbstinterpretation und -auslegung im Zeichen der modernen Sexualitätskonzeption – hier folgt der soziale Konstruktivismus weitgehend Foucault<sup>14</sup> – seien frühestens mit dem 18. Jahrhundert zu datieren. Insbesondere seit der Aufklärung würden jene „scripts“ geschrieben, die uns suggerieren, die überzeitliche Wahrheit des Sex zu kennen bzw. sie wissenschaftlich aus dem Leib und aus den psychischen Strukturen ausforschen zu können.

Durch die historische Relativierung essentialistischer Begriffe wie „Trieb“ und „Körper/Leib“ hat sich der Diskurs einer altbekannten Dichotomie genähert: der von „Realismus“ und „Nominalismus“. Essentialisten haben sich dabei einen Imperativ zu eigen gemacht, der besagt, daß sexuelle Kategorien der „realen“ Welt und ihrer Wahrnehmung entsprechen und in der Folge den Stellenwert von Univer-

12 Noch immer die Diskussion bestimmend sind Michel Foucault, *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1989 und ders., *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1989. Ausgewählte Literatur in David M. Halperin, *Is there a History of Sexuality?*, in: *History and Theory. Studies in the Philosophy of History* 28 (1989), 257–274, hier 257 ff. und John Boswell, *Concepts, Experience, and Sexuality*, in: Stein, Hg., *Forms of Desire*, wie Anm. 2, 133–173, hier 150 ff.

13 Kenneth Plummer, Hg., *The Making of the Modern Homosexual*, London 1981 und David F. Greenberg, *The Construction of Homosexuality*, Chicago u. London 1988 analysieren die Genese des „homosexuellen Subjekts“.

14 Sein Thesenbuch ist Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1977.

salien beanspruchen können. Die Gegenpartei sieht in den Kategoriebildungen das Werk sozialer Repräsentationen, deren Bedeutung nicht deckungsgleich mit der „Realität“ sei. Der Diskurs geht aber zumindest in einem Punkt über die „Realismus“-„Nominalismus“-Kontroverse hinaus:<sup>15</sup> Die meisten Vertreter des sozialen Konstruktivismus betonen gerade die historische Dimension der Sexualität und stellen sie in Form von linearen – wenngleich auch durch Brüche gekennzeichneten – Prozessen dar.

Zwei weitere Debatten schneiden sich ebenfalls mit dem Diskurs und führen leicht zu Analogiebildungen:<sup>16</sup> Zum einen die vielfach in die Abwägung von Prozentzahlen ausartende Debatte über den Einfluß von „Natur“ und „Umwelt“<sup>17</sup> auf das menschliche Verhalten. Angeboren oder erlernt, vierzig Prozent durch Gene verursacht und sechzig Prozent durch Sozialisation – solche zumeist mit dem epistemologischen Gewicht biologischer Forschungsergebnisse vorgetragene „Erkenntnisse“ verleiten zur Simplifizierung des Diskurses: Essentialisten können nicht schlichtweg dem „Natur“-Lager zugezählt werden; soziale Konstruktivisten hingegen würden sich hüten, Hilfsargumente von dieser Seite in Anspruch zu nehmen.

Ähnlich verhält es sich mit den Konzepten „Determinismus“ und „Voluntarismus“ und dem Versuch, sie als Polarisierungskennzeichen des Diskurses zu verwenden. Die Frage, ob sich eine Person selbstbestimmt – etwa innerhalb eines Sets vorgegebener Möglichkeiten – für oder gegen eine spezifische sexuelle Orientierung oder eine Form des sexuellen Begehrens entscheiden kann, darf nicht als maßgeblich für die Abgrenzung der beiden Diskursstränge angesehen werden. Auch hier sind es vor allem essentialistische Ansätze, die sich gegen eine solche Zuordnung sperren. So läßt etwa die Universalität beanspruchende „first encounter“-Theorie – das erste sexuelle Erlebnis bestimmt das sexuelle Subjekt und seine weiteren Vorlieben – durchaus Raum für individuelle Wahlfreiheit.

Idealtypische Diskurspositionen wie die eben aufgezeigten besitzen zwar in der wissenschaftlichen genauso wie in der populären Auseinandersetzung enormes strategisches Potential, der Bandbreite des Diskurses werden sie jedoch zumeist nicht gerecht. Beim vorliegenden Streit zwischen Essentialismus und sozialem Kon-

15 Vgl. John Boswell, *Revolutions, Universals and Sexual Categories*, in: *Salmagundi* 58/59 (1982/1983), 89–114, hier 91 f. Zu Foucaults nominalistischem Ansatz Étienne Balibar, *Foucault und Marx. Der Einsatz des Nominalismus*, in: Francois Ewald u. Bernhard Waldenfels, Hg., *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt am Main 1991, 39–65.

16 Zu beiden siehe Stein, *Conclusion*, wie Anm. 9, 327 ff.; dort auch das nachfolgende Beispiel zur „first encounter“-Theorie.

17 Vgl. Wayne R. Dynes, *Wrestling the Social Boa Constructor*, in: *Out in Academia* 2 (1988), 18–29, Reprint in: Stein, *Forms of Desire*, wie Anm. 2, 209–238, hier 217.

struktivismus trifft diese Einschätzung recht unterschiedlich zu: Der theoretische Spielraum des Essentialismus wird – von sozialen Konstruktivisten – als ziemlich beengt dargestellt; die Zahl der tatsächlichen Diskursteilnehmer bleibt weit hinter der ihrer Gegenspieler zurück. Im Gegensatz dazu wird der Diskurs vornehmlich von sozialen Konstruktivisten geführt, die sich wiederum in eine Reihe von mehr oder weniger ‚harten‘ Gruppen aufsplittern.

### Der „Essentialismus“?

Die Meinung, daß der „Essentialist“ nur ein „Strohmann“<sup>18</sup> sei, der bloß eine für die strategische Eingrenzung der eigenen Position notwendige Konstruktion der sozialen Konstruktivisten abgebe, ist zu widerlegen. Zwar herrscht auf seiten der sozialen Konstruktivisten die Tendenz vor, einzelne leicht zu kritisierende Schattierungen des Essentialismus für das gesamte System einzusetzen, doch existiert, wenngleich eher am Rande des Diskurses, eine nicht unbeträchtliche Gefolgschaft der „reinen“ essentialistischen Lehre. Drei Beispiele sollen ihren Argumentationsgang verdeutlichen: die Psychobiologie, die Soziobiologie und die durch die Freud'sche Psychoanalyse informierte Sexualitätsgeschichte.

Psychobiologische und soziobiologische Erklärungsmodelle der menschlichen Sexualität erleben seit den siebziger Jahren einen regelrechten Boom. Ihr Motor sind einmal Untersuchungsreihen, die den Einfluß von Sexualhormonen auf die Richtung und Stärke des sexuellen Begehrens aufzuzeigen versuchen und darin die Grundlage für – durch das Soziale bis zu einem gewissen Grad modifizierbare – sexuelle Identität sehen.<sup>19</sup> „Normale“ Mann-Frau-Sexualität entspringt demnach den geschlechertypischen Hormondosierungen seit der Geburt. „Anormale“ Hormonwirkungen werden in der Folge als Ursache für die vom heterosexuellen Standard abweichenden Sexualäußerungen verstanden. Wenn Sexualhormone als Auslöser sexueller Varietäten definiert werden, bedarf es jedoch eines Modells, das die biologischen Vorgänge dieser variierenden individuellen Hormonausschüttungen auf genetische Programme und ihre allfälligen „Fehler“ zurückführt. Seit der

18 Wie Stein behauptet in Stein, Conclusion, wie Anm. 9, 332.

19 Einen aktuellen Überblick bringt Simon LeVay, Keimzellen der Lust. Die Natur der menschlichen Sexualität, Heidelberg, Berlin u. Oxford 1994; bes. 63 ff. LeVay ist auch einer jener Biologen, die behaupten, den „Ort“ der Homosexualität im Hirn gefunden zu haben. Vgl. Simon LeVay, A Difference in Hypothalamic Structure Between Heterosexual and Homosexual Men, in: Science 253 (1991), 1034–1037.

Mitte der siebziger Jahre greift die Psychobiologie deshalb auf eine folgenschwere Erweiterung der evolutionstheoretischen Annahmen der Soziobiologie zurück.

Die durch Edward Wilson auf die Sexualitätsproblematik angewandte Verwandtenselektionstheorie<sup>20</sup> ermöglicht es auch, nicht-reproduktionsförderndes Verhalten, wie etwa Homosexualität, durch genetische Evolutionsmechanismen zu erklären. Der Argumentationsgang ist einfach, aber bestechend: Ausgehend von der Frage, welchen bislang unbekanntem Vorteil nicht-reproduktive Sexualität in der Evolution bringen könnte – ob sie etwa homosexuelle Nachkommen „fitter“ machen würde als heterosexuelle –, hat man die Bedeutung von Verwandten für die „Fitness“ der Nachkommen entdeckt. „Eventuell produzieren mischerbige Träger je eines heterosexuellen und eines homosexuellen Gens – aus welchen Gründen auch immer – mehr Nachkommen als reinerbige Artgenossen, die zwei heterosexuelle Gene tragen“<sup>21</sup>, lautet nun eine der Hypothesen.

Nur vordergründig mutet es paradox an, daß die Verwandtenselektionstheorie auch die Evolution altruistischen Verhaltens in den genetischen Egoismus einschreibt, denn genetische Informationen würden auch in den nahen Blutsverwandten stecken – so die neue Prämisse. Neben der traditionellen „persönlichen Darwin-Fitness“ würde eine genetische „Gesamt-Fitness“ den Gang der Evolution bestimmen. Nichtfortpflanzungswilligen Nachkommen feile die evolutionsbiologische Aufgabe des „Helfers am Nest“ zu; ihr „selbstloses“ Verhalten würde die Überlebenschancen von Blutsverwandten steigern und sei, so gesehen, vereinbar mit dem Gesamtziel des „survival of the fittest“.<sup>22</sup> Die Soziobiologie offeriert damit ein essentielles Erklärungsmuster<sup>23</sup> für die Entstehung potentiell aller sexuellen Varietäten; auf eine genetische Analyse des historischen Wandels der Sexualität – etwa seit der Antike – hat sie sich aufgrund der für die Evolutionstheorie kurzen Zeitspanne von ‚nur‘ zwei- bis dreitausend Jahren – bislang allerdings nicht eingelassen.

Psychobiologen und Soziobiologen haben sich als durchaus offen gezeigt für generalisierende psychosoziale Erweiterungen ihrer Sexualitäts-Lehre. Ihre eigenen Theorien würden die Wirkursachen (Wie wirken Hormone? Welchen Mechanismen

20 Schulebildend waren Edward O. Wilson, *Soziobiologie. The New Synthesis*, Cambridge 1975 und ders., *On Human Nature*, Cambridge 1978. Eine die aktuellen Positionen aufnehmende Kritik an der Soziobiologie bei Hansjörg Hemminger, *Soziobiologie des Menschen – Wissenschaft oder Ideologie?*, in: *Spektrum der Wissenschaft* (Juni 1994), 72–80.

21 Volker Sommer; *Wider die Natur? Homosexualität und Evolution*, München 1990, 64 f.

22 Vgl. ebd., 67.

23 Eine Zusammenschau soziobiologischer Theorien bringt Donald Symonds, *The Evolution of Human Sexuality*, New York 1979.



gehört die Evolution?) klären helfen, während psychologische und soziologische Theorien auf Zweckursachen (warum bringt ein bestimmtes Verhalten Evolutionsvorteile?) abzielten. So verwundert es nicht, daß sich die psychosozialen Elemente der Freudschen Sexualitätstheorie – repräsentiert im ödipalen Dreieck – als anschlussfähig für die Biologie erwiesen haben. Die Vater-Mutter-Kind-Trias sei der Ort schlechthin, an dem sich die individuelle hormonelle/genetische Ausstattung sozial und psychisch rückkoppeln kann.

Die auf Freud basierende Sexualitätsgeschichte hat sich bis in die siebziger Jahre<sup>24</sup> – und einige Vertreter auch noch in den letzten Jahren<sup>25</sup> – auf eben diesen, für historische Prozesse zugängigen, ödipalen Ort gestützt. Die Freudsche Theorie ist im doppelten Sinne essentiell: Sie nimmt einen ahistorischen intrinsischen Sexualtrieb als Motor für das sexuelle Begehren an und unterstellt zudem seine Modifikation – die Entstehung sexueller Orientierung und Identität – einer universellen Eltern-Kind-Struktur.<sup>26</sup> Freudsche Termini wie „Repression“ und „Verdrängung“ und das ihnen unterlegte „Dampfkessel“-Modell der Sexualität dominieren die „alte Sexualitätsgeschichte“: Sexuelle Triebe würden von sich aus auf Befriedigung drängen und dadurch den Menschen in Konflikt mit gesellschaftlichen Norm- und Machtverhältnissen bringen.

Die historiographischen Vorgaben sind damit klar bestimmt: Aufgabe der historischen Disziplinen sei es, die Zeitachse in jene Abschnitte zu sequenzieren, die ein Mehr oder Weniger an Sexualunterdrückung erkennen ließen. Dabei gelte es, die jeweiligen sozialen, kulturellen oder politischen Ursachen der Sexualunterdrückung zu eruieren. Beispielsweise sollte so erforschbar sein, wie die mit der Entstehung und Durchsetzung des modernen Kapitalismus verbundenen individuellen und sozialen Disziplinierungsmaßnahmen zur Sexualrepression in der bürgerlichen Gesellschaft geführt haben. Eine Historisierung der Sexualität à la Freud impliziert aber auch, daß im Gegensatz zur Repressionsgeschichte eine zukünftige Geschichte der sexuellen Befreiung denkbar wird. Wenn die sozialen Zwänge – insbesondere diejenigen, die mittels der Familie auf Kinder und Jugendliche wirken – beseitigt

24 „Klassiker“ sind etwa Jos van Ussel, *Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindschaft*, Gießen 1977, und Lawrence Stone, *The Family, Sex and Marriage in England 1500–1800*, London 1977. Historisch argumentiert aber auch Herbert Marcuse, *Triebstruktur und Gesellschaft*. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud, Frankfurt am Main 1965.

25 Wie Peter Gay, *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter*, München 1986; siehe auch sein *Freud for Historians*, Oxford u. New York 1985; oder Sander L. Gilman, *Sexuality. An Illustrated History. Representing the Sexual in Medicine and Culture from the Middle Ages to the Age of AIDS*, New York 1989.

26 Zum Verhältnis von „Sexualtrieb“ und kultureller Prägung siehe das Interview Peter Gay/ Franz Eder, *Freud für die Historie*, in *ÖZG* 1 (1990), H. 1, 101–110, hier 104 ff.

würden, könnte sich der Sexualtrieb „natürlicher“ entfalten und zu einem „befriedigten“, heißt selbst-identen Subjekt führen.

Wie bereits angemerkt, haben sich soziale Konstruktivisten bislang kaum mit umfassenden, auf kulturübergreifende Gesetzmäßigkeiten abzielenden Formen des Essentialismus auseinandergesetzt. Vielmehr wurden zumeist nur Teilaspekte der Theorie(n) herausgegriffen: Daß etwa essentialistische Ansätze zur Erklärung der Homosexualität in die Irre gehen würden – solche zur Heterosexualität aber zu akzeptieren seien und deshalb auch unreflektiert blieben. Der Vorwurf, der Essentialismus sei binären Kategorien wie „männlich- weiblich“, „hetero-homosexuell“ oder etwa vorgeformten sexualwissenschaftlichen Gruppenbildungen wie zum Beispiel der Kinsey-Skala ausgeliefert, entspricht ebenfalls nicht den soeben dargestellten essentialistischen Konzepten. Und letztlich greift auch eine Kritik des Essentialismus, die sich nur auf eine der hormonellen, genetischen oder tiefenpsychologischen Theorien versteift, zu kurz.<sup>27</sup>

Essentialistische Standpunkte spielten zudem eine wichtige Rolle in der politischen Auseinandersetzung um sexuelle Minderheiten seit der „sexuellen Revolution“ der späten sechziger Jahre.<sup>28</sup> Universale „natürliche“ Theorien der sexuellen „Ordnung“ würden zur Persistenz von Diskriminierungsstrategien führen und seien schon allein aus diesem Grund abzulehnen – so das gängige Argument der intellektuellen Linken. Dem gegenüber sei der soziale Konstruktivismus prädestiniert, die Relativität von „normal“ und „deviant“ aufzuzeigen; er könne in der Folge für die Kritik sozialer Ungleichheit operationalisiert werden und sei schon deshalb seinem Widerpart vorzuziehen.

Recht kontroversiell hat die „Homosexuellen“-Bewegung in dieser Frage auf den Diskurs reagiert. Während sich die sozialwissenschaftliche Forschung und die Historiographie der „Homosexualität“ vornehmlich dem Paradigma des sozialen Konstruktivismus zugewandt hat, haben die politischen Aktivisten – nach einer ersten konstruktivistischen Phase – wieder stärker auf universale Argumentationen zurückgegriffen: Wenn nicht-heterosexuelles Verhalten eine generelle Konstante sei, dann spreche auch nichts „Natürliches“ für eine juristische oder soziale Diskriminierung der „Homosexuellen“.

27 Hier stimme ich mit Edward Steins „straw man“-Vorwurf durchaus überein. Vgl. Stein, Conclusion, wie Anm. 9.

28 Vgl. George Chauncey, Jr., Martin Duberman u. Martha Vicinus, Introduction, in: dies., Hg., Hidden from History. Reclaiming the Gay and Lesbian Past, New York 1989, 12.

## Die Genese des sozialen Konstruktivismus

Die Infragestellung traditioneller hetero-homosexueller Kategorien markiert auch, wie Steven Epstein aufgezeigt hat, den Beginn der Entwicklung sozial-konstruktivistischer Konzepte ab den frühen siebziger Jahren. Zwei soziologische Schulen sind hier als wegweisend anzusehen: der „symbolische Interaktionismus“ und die „Labeling“-Theorie.<sup>29</sup> Der symbolische Interaktionismus<sup>30</sup> definiert das sexuelle Verhalten als per se allen anderen menschlichen Verhaltensformen gleichgestellt. „Sexuell“ würde eine Verhaltensäußerung nicht aufgrund einer inneren sinngebenden sexuellen Triebregung, sondern durch die symbolische Besetzung des Handelns. Menschen würden auf die gleiche Art und Weise lernen, „sexuell“ zu sein, wie sie auch jede andere Aktion mit einer spezifischen, durch das Soziale determinierten Bedeutung versehen. „Sexuelle Scripts“ seien deshalb der historisch wandelbare soziale Raster, an dem sich das sexuelle Begehren und die sexuelle Orientierung ausrichten würden.

Die Labeling-Theorie ging von der Annahme aus, daß sich Individuen in Rollen einpassen und von ihrer Umwelt gemäß einem spezifischen Rollenschema wahrgenommen werden. Homosexuelles Verhalten etwa sei zwar zu allen Zeiten und in allen Kulturen präsent gewesen, der/die „Homosexuelle“ sei aber erst durch den seit der Mitte des 19. Jahrhunderts tonangebenden medizinisch-psychiatrischen Diskurs zum „Typ“ avanciert. Mary McIntosh hat in ihrem wichtigen Beitrag zur „homosexuellen Rolle“ die Richtung vorgegeben: „Many scientists and ordinary people assume that there are two kinds of people in the world: homosexuals and heterosexuals. Some of them recognize that homosexual feelings and behaviour are not confined to the persons they would like to call ‚homosexuals‘ and that some of these persons do not actually engage in homosexual behaviour. This should pose a crucial problem, but they evade the crux by retaining their assumption and puzzling over the question of how to tell whether someone is ‚really‘ homosexual or not. Lay people too will discuss whether a certain person is ‚queer‘ in much the same way as they might question whether a certain pain indicated cancer. And in much the same way they will often turn to scientists or to medical men for a surer diagnosis.“<sup>31</sup> Homosexuelle Identität entstehe also nicht primär durch ho-

29 Dazu ausführlich Epstein, *Gay Politics*, wie Anm. 2, 246 ff.

30 Im Zusammenhang mit Sexualität entwickelt in John Gagnon u. William Simon, *Sexual Conduct*, Chicago 1973.

31 Mary McIntosh, *The Homosexual Role*, in: *Social Problems* 17 (Fall 1968), 182.

mosexuelle Handlungen, sondern vielmehr durch den Rollenzwang und die Selbst- und Fremdwahrnehmung im Zeichen sozialer „Labels“.

Die kritische Haltung der beiden genannten soziologischen Richtungen gegenüber traditionellen Zuordnungskategorien der „Hetero“- und „Homosexualität“ öffnete gleichzeitig das Terrain für eine größere Anzahl sozial- und kulturhistorischer Studien. Ihr Schwerpunkt lag auf der Geschichte des „devianten“ Sexualverhaltens während der letzten zwei Jahrhunderte. Fokussiert wurden jene gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Veränderungen, die zur Genese unserer rezenten westlichen Sexualvorstellungen geführt haben bzw. als deren Vorläufer angesehen werden. Größte Aufmerksamkeit widmete die Forschung den als soziale Konstruktionen eingestuften medizinischen Sexualvorstellungen des 19. Jahrhunderts – im speziellen deren Ausformulierung einer „Homosexualität“;<sup>32</sup> gleiches trifft für die Kategorie- und Theoriebildungen durch Freud und die Sexologie nach dem Zweiten Weltkrieg zu.<sup>33</sup> Moderne Vorstellungen von Sexualität seien unlösbar mit konnotatstarken bürgerlichen Wert- und Normbildungen<sup>34</sup> verknüpft, ihre Dekonstruktion sei die primäre Aufgabe einer Geschichte der Sexualität.

Die weitere Ausrichtung der Sexualitätsgeschichte und die Formulierung sozialkonstruktivistischer Positionen wurde ab den späten siebziger Jahren aber vor allem durch ein Thesenbuch beherrscht: Michel Foucaults „Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit“<sup>35</sup>. Foucault unterzieht darin die Repressionsthese und damit die auf die Freudsche Psychoanalyse aufbauende Historisierung der Sexualität einer fundamentalen Kritik.<sup>36</sup> Er kontrastiert sie mit einer Genealogie der Erfahrung der modernen Sexualität und unterlegt dieser in Band zwei und drei seiner Sexualitätsgeschichte eine Geschichte der menschlichen Selbsterfahrung als „begehrendes Subjekt“ in der griechisch-römischen und christlichen Tradition.<sup>37</sup>

32 Vgl. Jeffrey Weeks, *Coming Out. Homosexual Politics in Britain from the Nineteenth Century to the Present*, London 1977.

33 Typisch etwa John D'Emilio, *Sexual Politics, Sexual Communities. The Making of a Homosexual Minority in the United States 1940–1970*, Chicago 1983.

34 Isabel V. Hull hat die unterschiedlichen historiographischen Ansätze dargelegt in Isabel V. Hull, „Sexualität“ und bürgerliche Gesellschaft, in: Ute Frevert, Hg., *Bürgerinnen und Bürger. Geschichte der Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, 49.

35 Originalausgabe unter dem Titel *Histoire de la sexualité 1. La volonté de savoir*, Paris 1976.

36 Zu Foucault siehe auch meinen Beitrag in Franz X. Eder, „Sexualunterdrückung“, wie Anm. 4, 9 ff. Nachfolgend beschränke ich mich deshalb nur auf seinen Einfluß auf den Diskurs.

37 Die beste deutschsprachige Darstellung der „Sexualitätsgeschichte“ Foucaults ist Volker Weiß, *Wißbegierde und Geständniszwang. Die Formierung der sexuellen Identität*, Pfaffenweiler 1993. Dort, 27 ff., werden auch die wichtigsten Kritiker Foucaults genannt.

„König Sex“<sup>38</sup> habe sich erst in den letzten zwei- bis dreihundert Jahren durch die Hysterisierung des weiblichen Körpers, durch die Pädagogisierung des kindlichen Sexes, durch die Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens und die Psychiatrisierung der perversen Lust<sup>39</sup> – insgesamt durch die Entwicklung einer „scientia sexualis“ – in unseren Köpfen festsetzen können. Die dabei generierten Kategorien und Begriffe des Sexualwissens seien, analog zur christlichen Beichte, auf die Erpressung sexueller Geständnisse angelegt: „Durch eine klinische Kodifizierung des ‚Sprechen-Machens‘“, „durch das Postulat einer allgemeinen und diffusen Kausalität“, „durch das Prinzip einer der Sexualität innewohnenden Latenz“, „durch die Methode der Interpretation“ und „durch die Medizinierung der Wirkungen des Geständnisses“<sup>40</sup> würden wir uns als Subjekte verstehen, die eine innerste Sexualität – die es auszuforschen gilt – ‚haben‘. Diese Sexualität sei im Zentrum unserer Suche nach der Wahrheit verortet; die Selbsthermeneutik des modernen Menschen sei letztlich in den Netzen des „sexuellen Subjekts“ gefangen.

Foucaults Sexualitätskonstruktion ist zum einen wegen ihrer radikalen Historisierung des Sexuellen zum Angelpunkt des Diskurses geworden.<sup>41</sup> Andererseits beruht die nachhaltige Wirkung seiner Thesen auf einer nicht weniger radikalen Subjekt-Konzeption und deren Einpassung in eine Vorstellung von der „Mikrophysik“ gesellschaftlicher Machtverhältnisse jenseits der Polarität „Herrscher-Beherrschte“.<sup>42</sup> In seiner letztlich nie zu einer vollständigen Theorie ausgereiften „Machtphysik“ sieht Foucault das – moderne – „sexuelle Subjekt“ einem Apparat diffuser sozialer Machtverhältnisse, wie normalisierend wirkender Diskurse oder diffiziler Disziplinartechniken von Institutionen und ihren Vertretern, ausgeliefert.

Auf die Frage, auf welche Art und Weise sexuelle Identität, sexuelle Orientierung und sexuelles Begehren tatsächlich entstehen – heißt auch, wie sich moderne Individuen in Differenz etwa zu jenen der Antike als „sexuelle Subjekte“ konstituieren

38 Siehe auch Michel Foucault, *Nein zum König Sex. Ein Gespräch mit Bernard-Henri Lévy*, in: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, 176–198.

39 Foucault, *Der Wille zum Wissen*, wie Anm. 14, 126 f.

40 Ebd., 84 ff. Eine Einordnung des „Geständnis“-Imperativs in das Lebenswerk Foucaults bringen Hubert L. Dreyfus u. Paul Rabinow, *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt am Main 1987; bes. das Kapitel „Technologie des Geständnisses“, 205 ff.

41 Die Rezeptionsgeschichte wird dargelegt in Carol A. Pollis, *The Apparatus of Sexuality. Reflections on Foucault's Contributions to the Study of Sex in History*, in: *Journal of Sex Research* 23 (1987), H. 23, 401–414 und Gayle Rubin, *Thinking Sex. Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*, in: Carole S. Vance, Hg., *Pleasure and Danger. Exploring Female Sexuality*, Boston u. London 1984.

42 Zu Foucaults Machtkonzeption siehe Mitchell Dean, *Critical and Effective Histories. Foucault's Methods and Historical Sociology*, London u. New York 1994.

ren und anerkennen –, hat er allerdings nur eine abweisende Antwort parat: Nichts, auch nicht der Habitus der „sexuellen Revolution“, könne den Normierungstechniken des „Sexualitätsapparats“ entgegen.<sup>43</sup> Das „sexuelle Subjekt“ sei sogar in seinen Widerstandsformen zur passiven Übernahme und – im eigentlichen Sinn des Wortes – Ver-Körperung des gegenwärtigen Sexual-Wissens verdammt. Foucault hat damit zwar eine schillernde und leicht anschlussfähige, aber gleichzeitig unausgegorene Subjekt-Konzeption vorgelegt, von der sich der soziale Konstruktivismus zumindest bislang nicht befreien konnte.

Jürgen Habermas bringt das Foucaultsche Dilemma auf den Punkt, wenn er schreibt: „Sexualität‘ ist für Foucault gleichbedeutend mit einer Diskurs- und Machtformation, welche die unschuldige Forderung nach Wahrhaftigkeit gegenüber den eigenen, privilegiert zugängigen Regungen, Triebwünschen und Erlebnissen zur Geltung bringt und die auf eine unauffällige Stimulierung der Körper, auf eine Intensivierung der Lüste und eine Formierung seelischer Energien hinwirkt.“<sup>44</sup> Foucaults Bewußtseinsphilosophie degradiere das selbstreflexive und expressive Subjekt zum Objekt, zum standardisierten Erzeugnis von Diskursformationen. Foucault umgehe damit die Problematik performativen Handelns und habe keine Lösung für die gegenseitige Vernetzung von System und Lebenswelt anzubieten.

In der „Machtlogik ohne Beherrscher“ hat auch die feministische Theorie in den achtziger Jahren den Hebel ihrer Foucault-Kritik gefunden.<sup>45</sup> In Zusammenfassung der feministischen Positionen hält Lynn Hunt Foucaults Machtkonzept entgegen: „Two salient characteristics of his view should be emphasized in this context, however: 1) for Foucault, power and sexuality are closely entwined with each other, since power produces sexuality and gives it meaning, and yet 2) his view of power itself is surprisingly genderless. Replacing the law of the father, localized and clearly identified, is an amorphous and polymorphous, essentially neutered vi-

43 Wenngleich er in Interviews – im klaren Bruch mit seinem Konzept des Sexualitätsdispositivs – wiederholt das „natürliche Andere“ des Sexual-Diskurses benannt hat: die „Lüste“ des Leibes. Vgl. Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch, Berlin o. J.; auch Weiß, Wißbegierde, wie Anm. 37, 175 ff.

44 Jürgen Habermas, Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt am Main 1988, 341. Siehe auch Dennis K. Mumby, Two Discourses on Communication, Power, and the Subject. Jürgen Habermas and Michel Foucault, in: Levine, Constructions, wie Anm. 8, 94 ff., und Claudia Honegger, Überlegungen zu Michel Foucaults Entwurf einer Geschichte der Sexualität, Maschinschr. Manuskript, Frankfurt am Main 1980.

45 Die wichtigsten Beiträge finden sich in Irene Diamond u. Lee Quinby, Feminism and Foucault. Reflections on Resistance, Boston 1988 und Caroline Ramazanoglou, Up Against Foucault. Explorations of Some Tensions Between Foucault and Feminism, London u. New York 1993.

sion.“<sup>46</sup> Gerade die Konstruktion einer spezifischen weiblichen Sexualität während der letzten beiden Jahrhunderte könne nicht geschlechterneutral gedacht werden. Die (historische) Definition des „Weiblichen“ als durch und durch „sexuellem Wesen“ kann alleine durch die scheinbar ungerichtete „Macht“ á la Foucault nicht begründet werden.

Die Genese des „sexuellen Subjekts“ – unter unterschiedlichen sozialen und kulturellen Bedingungen und unter Berücksichtigung des Geschlechteraspekts –, ist jenes theoretische Problem, dem sich nicht nur die Anhänger Foucaults, sondern auch die Vertreter des symbolischen Interaktionismus und der Labeling-Theorie nicht entziehen können. De facto weichen aber fast alle sozialen Konstruktivisten, die sich in den achtziger und neunziger Jahren mit „Sexualität“ beschäftigt haben, dieser Grundsatzfrage aus. Unter Berufung auf die genannten „Klassiker“ bzw. durch Negierung – teilweise nur einzelner Aspekte – des Essentialismus sind sie einer unreflektierten Einschreibung des Sexuellen und der „simplen“ Konstruktion (historischer) sexueller Subjekte verfallen. Nichtsdestotrotz lassen sich mehr oder weniger konsequente Abgrenzungen von essentialistischen Annahmen festhalten: „Social construction spans a theoretical field of what might be constructed, ranging from sexual acts, sexual identities, sexual communities, the direction of sexual desire (object choice) to sexual impulse or sexuality itself.“<sup>47</sup>

Keine Berührungsgängste gegenüber generalisierenden Theorien haben jene, die die Konstruktion der sozialen Bedeutung des Sexuellen auf biologische oder ahistorische Konstanten aufbauen. Wenn die menschliche Sexualität biologischen Determinanten oder überzeitlichen psychosozialen Strukturen ausgeliefert ist – beides sei allerdings noch zu wenig erforscht, um in der empirischen Analyse umgesetzt zu werden –, dann bedeute dies nicht, daß das Soziale zu keiner nachhaltigen Umcodierung oder Veränderung des sexuellen Begehrens oder der sexuellen Identität in der Lage sei. Verkürzt dargestellt solle es der Forschung darum gehen, die sozialen Repräsentations- und Labelingmechanismen der Sexualität zu eruieren – der verbleibende unerklärte Rest würde der „Natur“ oder der „Struktur“ und damit dem Arbeitsfeld von Biologen, Anthropologen und Tiefenpsychologen zufallen.

46 Lynn Hunt, Foucault's Subject in the 'History of Sexuality', in: Stanton, Discourses of Sexuality, wie Anm. 3, 83. Die von Foucault im 18. Jahrhundert datierte Entstehung des modernen „sexuellen Subjekts“ wird von Hunt zurecht kritisiert, wenn sie meint, daß die Infragestellung des – geschlechtstypischen – Subjekts am Beginn des bürgerlichen Zeitalters auch eine Neudefinition des Sexuellen verlangte: „It is not the deployment of sexuality that solicits a new subject but rather a new version of subjectivity that solicits the development of sexuality.“ Ebd. 86.

47 Vance, Social Construction Theory, wie Anm. 11, 18. Meine Gruppenbildung ist Vance verpflichtet. Auf Seite 31 ff. findet sich auch die weitere Literatur.

Einen großen Schritt weiter gehen jene, die das sexuelle Begehren selbst zum Konstrukt erheben. Gleichwohl für sie die biologische Fundierung des menschlichen Sexualtriebes außer Zweifel steht, sehen sie die sexuelle Identität und Orientierung ursächlich von kulturellen Gegebenheiten beeinflusst. Ob sich eine Person als hetero-, homo- oder anders-sexuell interpretiert und äußert, sei von den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig. Radikal ausgedehnt wird diese Position letztlich durch jene, die – in Ablehnung aller essentialistischen Elemente – auch den Sexualtrieb bzw. die „Lust“ dem Leib und der psychischen Struktur entfremden wollen und sie als soziale Konstruktion definieren. Anders als primäre Bedürfnisse wie Schlafen oder Essen sei das sexuelle Begehren nicht im Menschen angelegt; sexuell angetrieben fühle er sich erst durch kulturell implantierte Energien und Symbole. Hier überlappen sich die theoretischen Probleme des radikalen sozialen Konstruktivismus der Sexualität mit jenen der neuen „Körpergeschichte“<sup>48</sup> bzw. der postmodernen „Körper“-Theorie: Auch ihre Schwierigkeiten liegen darin, die unmittelbare Leibes-Wahrnehmung von essentiellen Kategorien zu reinigen und in einen sozialen Kontext einzubinden.

### Die Grenzen des Diskurses

Wenn sich theoretische Debatten totlaufen, treten häufig „Glaubensbekenntnisse“ an ihre Stelle. Oder aber es wird zum x-ten Male der Ruf nach mehr Forschung zu den grundlegenden Prämissen der einen oder anderen Richtung laut. Es hat den Anschein, als ob der „Sexual“-Diskurs zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus in den letzten Jahren eben dieses Stadium erreicht hat. Neben dem Lippenbekenntnis, Anhänger der einen oder anderen „richtigen“ Spielart der beiden Seiten zu sein, haben sich die Vertreter und Vertreterinnen der – auch sexualitätsgeschichtlichen – Forschung auf eine Warteposition zurückgezogen. Die essentialistische Richtung legt dabei eine altbekannte Haltung an den Tag: Biologische und tiefenpsychologische Vorgänge seien derart komplex, ihre Einwirkungen auf das Geschlechtsleben des Menschen so vielschichtig, daß bisherige Forschungsergebnisse nicht ausreichen würden, um endgültige Erklärungen anzubieten. Solange es jedoch nicht gelinge, die generellen Grundlegungen der Sexualität zu finden, sei eine Abschätzung der sozialen Faktoren nicht möglich.

48 Wie Michel Feher, Hg., *Fragments for a History of the Human Body*, 3 Bde., New York 1989; Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1987 und eine Reihe von Artikeln in der Zeitschrift *Differences* 1 (1989) ff.



Für den sozialen Konstruktivismus ist die Lage um einiges prekärer. Je nach Zugehörigkeit zum mehr oder weniger ‚harten‘ Lager – und damit abhängig von der Entscheidung, wie weit man die ebenfalls in Frage gestellten bzw. ungeklärten essentiellen Prämissen übernehmen kann –, wird die jeweilige Position durch die nicht verstummende Kritik an den sozial-konstruktivistischen „Klassikern“ zusehends schwächer und die empirische Arbeit in Frage gestellt. Seit dem „sexuellen Subjekt“ Foucaults zeichnen sich in der Tat keine historisch-sozialwissenschaftlichen Subjekt- und Identitätskonzeptionen ab, die den Anspruch erheben könnten, eine operationalisierbare Sexualitätskonstruktion zu sein. Eine nicht-essentialistische Soziopsychologie des „sexuellen Subjekts“, die die individuelle und kollektive Einschreibung des Sexuellen theoretisch bestimmen kann, ohne dabei von sexuellen Objekten, sondern von der historischen Konstruktion des „Selbst“ zu sprechen, ist meines Erachtens nicht in Sicht.

Edward Steins Einschätzung des Status der Debatte über die sexuelle Orientierung läßt sich deshalb durchaus auf den gesamten Diskurs übertragen: „The disagreement is over the nature of categories of [sexuality]. Is it possible to develop a theory of [sexuality] which involves transcultural, objective categories (like being blind or being six feet tall) or are the categories merely culture-dependent ones (like being a witch and yuppie)? (...) An (...) answer will, if found, begin to settle the controversy between social constructionists and essentialists.“<sup>49</sup> Die „neue Sexualitätsgeschichte“ sollte dann nicht nur von den im Diskurs eröffneten Forschungsfeldern profitieren, sondern auch ihres eigenen Forschungsobjektes, des „sexuellen Subjekts“, besser habhaft werden können.

Für sexualitätsgeschichtliche Studien bleibt in der Zwischenzeit aber zumindest eine „Schamgrenze“ aufrecht, die nur unter Ignorierung des Diskurses zwischen Essentialismus und sozialem Konstruktivismus überschritten werden kann: Herkömmliche sexuelle Kategorien und Begriffe sind angesichts der „schweren Treffer“, die der soziale Konstruktivismus erzielt hat, nicht mehr in der historiographischen Arbeit einsetzbar. Ein spezifisches historisches Forschungsfeld wird durch den mißlichen Status des Diskurses jedoch zweifelsohne prolongiert, wenn nicht aufgewertet werden – das der Sozial- und Kulturgeschichte des Sexualwissens. In der umfassenden Historisierung jener Wörter, Kategorien und Symbole, die unser rezentes Denk- und Vorstellungsinstrumentarium ausmachen, liegt einer der Schlüssel nicht nur für die De-Konstruktion des „sexuellen Subjekts“, sondern auch für eine (Neu-)Konstruktion eines nicht-generalisierten „fremden“ historischen Subjekts jenseits oder unter Einbeziehung des Sexuellen.

<sup>49</sup> Stein, Conclusion, wie Anm. 9, 353. Ich habe „sexual orientation“ durch „sexuality“ ersetzt.